

Berliner Familien-Zeitung



Herr Jobotus Stiefelritz hatte nach seinen Begehrten Karriere gemacht. Er hatte als ganz jungen Mann mit zweiundvierzig Jahren die Stelle eines Besichtigungsgesellschafts in der Abteilung für Brandfäden, die ihm monatlich hundertachtzig Mark auszahlte.

„Siehst du, meine beste Karoline“, sagte er zu seiner Frau, wenn sie, was nicht selten geschah, ein betrübliches Gesicht machte und ihm mit allseitig lodernden Tränen ward, sie hätte wohl einen Mann mit höheren Einkommen verdient, sich mal — nicht zu viel und nicht zu wenig — das ist der goldene Schnitt des Lebens. Wenn du zu wenig hast, dann bist du freuzunglücklich und schwindest weg vor lauter Sorgen. Hast du aber zu viel, ja, dann bist du wie ein Mensch, der mitten in einem großen See liegt, bis über den Hals hinaus, so daß ihm das Wasser in den Mund hineinläuft und er jeden Augenblick in seinem Lieberleib erlaufen kann. Hast du von den Tränen gehört, die in ihrem eigenen Bett erstickt sind?“

„So hatte Karoline jedoch feinsten zu dieser Zeit ihres Gatten. Nach ihrer Meinung hätte der goldene Schnitt ihr den Lebensanteil sehr wohl ein bißchen großzügiger zuzumessen dürfen — das war ja das Stund, daß der gute Jobotus so außerordentlich zufrieden mit sich und seinem Schicksal war. Er hatte eben seinen Ehrgeiz wie andere Menschen, wie etwa der Oberführer Fritz Müllerstod, der bei derselben Gesellschaft in der Abteilung für Lebensversicherung saß. Dem merkte man an, daß er vorwärts strebte. Aber Jobotus? Der war trotz seiner Weisheit vom goldenen Schnitt nicht gebildet genug, um zu sehen, daß man, um das Leben wirklich schmachtlos zu finden, etwas mehr haben muß als das froh berechnete Maß, das uns das Schicksal aus eigenem Antriebe auf die Wage legt. Man muß eine fröhliche Zugabe erzwängen. Ein gewiss nicht unbefriedigendes Verlangen, daß Frau Karoline nicht ohne Erfolg sogar bei ihrem Schicksal durchsetzte. Und die Schicksler messen die Rationen gern noch knapper als das Schicksal.“

Und der goldene Schnitt! Was ging sie der langweiligen goldene Schnitt an, wenn er nicht einmal zurecht, daß man sich's leisten konnte, etwa wünschenswert ein halbes Pfund Butter mehr als sonst zu kaufen? Nein, nein — Frau Karoline Stiefelritz, die vor ihrer Verheiratung ein Lehrlingsseminar besucht hatte, war fast davon abgelenkt, daß sie mit ihren feinen Gaben und ihrem gebildeten Wesen doch wohl ein würdigeres Schicksal verdient, als die Gattin eines einfachen Oberführers zu sein, mit hundertachtzig Mark Monatsgehalt.

Herr Jobotus Stiefelritz war durchaus anderer Meinung. Er vermochte nicht einzusehen, was die ungewöhnlich feinen Gaben und die ungleichbar vornehmere Bildung seiner Frau mit seinen feineren Erfolgen zu tun hätten. Er konnte doch nicht zum Geh gehn und sagen: Ich muß mehr Gehalt haben, weil meine Frau klug und gebildet ist! Dann müßte, um der Gerechtigkeit willen, dem sehr tüchtigen Kollegen Fritz Müllerstod, der eine anerkannt dumme Frau hatte, ein ganz erheblicher Abzug vom Gehalt gemacht werden! Das wäre doch lässlich! Und so war stets sein letztes Wort: „Ja, meine beste Karoline, dann hättest du die eben einen anderen Mann ausfinden müssen!“

So stehen wir denn hier vor der traurigen Tatsache einer Ehekrise.

Nicht, daß die beiden letztendlich miteinander gewesen wären. Wohlwollend! Sie konnten sich um über den goldenen Schnitt des Lebens nicht einig werden. Er fand, daß der Schnittpunkt an der richtigen Stelle sei, sie wollte ihn weiter hinauf. Diese Meinungsverschiedenheit lag wie ein elegisches Kissen über ihrer Ehe, oder wie eine kleine, graue Wolke, die aus blauem Himmel einen blauen Schatten wirft.

Was aus dem grauen Wolke ursprünglich ein Blitz lud.

Der schnelle Herab, als der Herr Oberführer Fritz Müllerstod aus der Abteilung für Lebensversicherung eine Aufseherposition seines Gehaltes um zwanzig Mark monatlich erhielt und der Herr Oberführer Jobotus Stiefelritz aus der Abteilung für Brandfäden, der doch genau so lange

im Dienst war wie der Herr Kollege, glatt übergegangen wurde.

Abends brachte Herr Jobotus die Nachricht seiner Frau. Er kam ein wenig später, da der Herr Kollege Müllerstod noch ein Glas Bier zum Besten gegeben hatte.

Zuerst hatte die unerwartete Tatsache den Herrn Jobotus Stiefelritz gewollig aus dem Gleichgewicht gebracht. Doch sehr bald fand er wieder auf seinen Beinen. Als er nach Hause kam, war seine ganze Enttäuschung nur noch ein schwacher, ergabener Seufzer. Was nicht an der belübenden Wirkung des Glases Bier lag, sondern in der Weltanschauung des Herrn Jobotus fest begründet war. So konnte er zu Karoline, die mit hochrottem Kopf vor ihm stand, gestossen sagen:

„Ja, siehst du, beste Karoline, der Mann hat es eben verstanden, sich bei der Direktion in ein gutes Licht zu setzen. Er ist ja wohl auch ein sehr tüchtiger Kollege. Es geschieht nichts ohne Grund. Bei mir wird eben kein Grund zu einer Gehaltserhöhung vorgelegen haben, und so müssen wir uns damit abfinden. — Es ist das Gesetz des goldenen Schnittes.“

„Hör“, sagte sie mit überglänzender Stimme, dein goldener Schnitt ist ein elender, kuspener Schnitt und du bist ein Wafschlappen.“



Deutsche Uebersetzung von Wilhelm Crömer

(19. Fortsetzung.) (Schlußwort verboten.)

Eine halbe Stunde arbeitete er ohne Pause, dann erob er sich und ging ein paar Schritte auf und ab. Er erinnerte sich seiner Worte an der Speisekarte und lächelte. Die Symptome der Leberarbeit, der Notwendigkeit einer Ausspannung, machte sich heute abend wieder bemerkbar. Man, er würde ja für eine Woche nach London fahren, um die seinen politischen Pflichten nachzukommen. Jedemfalls würde das ein Wechsel der Beschäftigung sein. Wenn er die Einzelheiten der neuen Fabrikvertrörungen heute abend beenden würde, dann könnte er sich morgen gänzlich ausruhen. Das müßte genügt sein.

Er überflog den Bogen Papier, an dem er gearbeitet hatte. Noch eine Stunde, dann war er fertig. Noch eine entschlossene Anspannung, dann war er frei für eine Billardpartie mit diesem Zeitungs-menschen White.

Er wandte sich nach seinem Stuhl, dabei fiel sein Blick auf den Federhalter, den Rogers dazugefallen hatte, und er nahm ihn gedanklos in die Hand. Er durfte nicht vergehen, ihn Ellis zu geben, wenn er ihn sah. Er kannte nicht den Namen des Lesers, der ihn liegen gelassen hatte, aber Ellis würde ihn sicherlich kennen. Vielleicht fand auch ein Name auf dem Halter. Er drehte ihn zwischen seinen Fingern herum und ließ ihn plötzlich fallen.

Sir Henry Hebblewhite sank auf seinen Stuhl, und seine Augen fixierten ins Leere, als seien sie irgendwo in weite Fernen gerichtet. Es war jetzt fast ein Jahr her, daß ihn die letzte Sendung Kofain erreicht hatte, und mit einer Willensanstrengung, die ihm so schwer geworden war, daß er jetzt kaum noch daran denken mochte, hatte er sie ungenutzt ins Feuer geworfen. Er erinnerte sich des verzweifeltsten Ringens dieser Lage, da er fast den Verstand verlor und mit zusammengebrochenen Zähnen gegen die Dämonen kämpfte, die ihn ihm zu entreißen suchten. Er erinnerte sich an jeden Augenblick jenes Tages, da er den Wassertrichter seiner Fabrik erliegen hatte, angeht, um sich einige Schäden anzueignen. Das hatte ihn dazu gebracht, seine Abicht noch im letzten Fall durch den Raum, die hatte, helle Oberfläche des asphaltierten Hofes hundert Fuß unter ihm? Nein, es war nicht Furcht, es war der Neß von Stolz gewesen, von Entschlossenheit, doch in dem hoffnungslosen Kampf zu siegen. Der zehntausendfache Fall! Ja, er hatte geglaubt, er hatte seinen Verstand und sein Leben gerettet. Nur die grauen Haare und die tiefen Furchen in seinem Gesicht erzählten von den Schreden dieses Kampfes. Die Versuchung war nie wieder aufgetreten, er hatte sie für immer überwunden, er war unempfindlich gegen ihre Angriffe geworden. Seitdem war natürlich, da er für die vernichtete Sendung keine Zahlung geleistet hatte, auch weiter nichts geschickt worden. Aber es würde seinen Entschluß auch nicht wankend gemacht haben, wenn er auf neue Kofain erhalten hätte. Er wußte, er war jetzt fast genug, das Gift ohne jedes Bedauern zu vernichten. Er hatte es befestigt, aber die Verpflegung, was ihm der Sieg gekostet hatte, die Verpflegung, was aus seinem Leben geworden waren, wenn er eine Niederlage erlitten hätte, sie trieben ihn dazu, das Neugeborene zu tun, um diesen Stuch zu vertilgen. Das Neugeborene? Nein, gerade das konnte er nicht tun.

Denn sein Wort war verpfändelt! Vor langer Zeit war er einmal in einer Herengemeinschaft in Norfolk gewesen. Der Wirt hätte sie angeblich zur Führerzeit eingeladen, in Wirklichkeit las er

voran sie in die Küche ging, die Tür heftig hinter sich ins Schloß warf und bitterlich weinte, daß ihre Bildung und ihre Lebensansprüche in so großem Mißverhältnis zu den Fähigkeiten und dem Ehrgeiz ihres Mannes standen.

Der sah eine Weile verblüht und starrte in die Ecke. Es war merkwürdig! Man war funderlos und kam so gut mit dem Gelde herum! Er hatte alle Abende sein Glas Bier und seine zwei Zigarren und die alle Nachmittage ihr Ständchen Käsefischen zum Kaffee, der aus guten Weinen getocht war — weiß Gott, wenn das kein erträgliches Leben war!

Er wollte gerade die Sache mit einem abfälligen Seitenblick und für sich abtun, als die Tür aufging, Frau Karoline ihren Kopf ins Zimmer steckte und ihm zurief, wobei ihre Augen bitterlich weinten: „Wenn du doch wenigstens Ehrgeiz hättest, Jobotus!“

„Nur wieder in ihre Küche und heute weiter.“

„Ehrgeiz!“

Das Wort brannte ihm nun doch auf der Seele. Und plötzlich glaubte er, seiner Frau gegenüber zu müssen, daß sie wirklich mit ihrer nie angezeigten Bildung einen Mann beanspruchen könne, der zum allermindesten einigen Ehrgeiz hätte.

„Ehrgeiz!“

„Nun, meine Herren“, sagte dieser, „wie können jedenfalls unsern Freund zu seiner genialen Idee bringen. Jeder von Ihnen wird sich natürlich verpflichtet, niemals die Einzelheiten, die ich mitgeteilt habe, zu verraten.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort!“ antwortete einer der Gäste, und einer nach dem anderen wiederholte dieses Versprechen.

„Dann werden wir also der Anfangszeit für diese neue Verteilung sein“, sagte der Wirt. „Ich denke, wir wollen jetzt alle, wie wir uns zu verhalten haben.“

Die Anwesenden nickten, und der Wirt gerich das Schriftstück in kleine Fetten, die er ins Feuer warf.

Jetzt war dieser Wirt tot, das Opfer eines merkwürdigen Unglücks, als er sich allein auf der Jagd befand. Von den anderen hatten zwei sich plötzlich aus einer glänzenden Kaufbahn zurückgezogen und lebten, vergessen von der Welt, in unbegreiflicher Abgeschiedenheit. Einer befand sich in einer Privatströmung, die sich in der Wissenschaft mit seinen wissenschaftlichen Namen gefärbt. Aber sein Wort war verpfändelt, und er konnte nichts tun. Hätte er den Scheiterhaufen unheilvollen Schriftstückes gekannt, er würde ihn, wenn es möglich gewesen, aufgefunden und ihn angeht haben, von seinem teuflischen Handel abzuheben. Er hätte mit ihm über eine Entschädigung gesprochen, ihm die Hälfte seines Vermögens angeboten. Aber der Mann hatte jede Spur verstreut, und so die Polizei nachsagte, wie konnte er selbst da auf Erfolg hoffen?

Und jetzt schickte ihm dieser Mann ein Erinnerungsgeld! Er neigte sich hinab und nahm den Federhalter noch einmal in die Hand, wobei er lange Zeit auf die groß eingetragenen Initialen H. S. J. starrte. Sicherlich enthält er eine Sendung Kofain. Er war öfters auf so verdächtige Weise angekommen. Aber warum jetzt? Konnte es ein Verdict sein, ihn nun neu unter den Einfluß des Giftes zu bringen, oder war es nur ein Artium, ein Versehen in der Buchführung? Die letztere Annahme dürfte er ruhig zur Seite schieben, nein, es war nichts als eine Verführung in einer sehr feinen Form. Die Abänder hatten darauf gerechnet, daß er der Durchführung des Giftes nicht widersehen könnte, sie hätten sich darauf verlassen, daß er von der Sendung billigen Gebrauch machen würde. Die Varnen! Wie erbärmlich! Wie heutzutage! Wie wenig konnten sie die Vollständigkeit des Urworts, den er erzwungen hatte!

Er erob sich von seinem Stuhl mit der Abicht, den Federhalter ungeöffnet ins Feuer zu werfen. Aber eine ganz natürliche Neugierde überkam ihn. Es würde doch interessant sein, einmal nachzusehen, welche Art von Schrifttum sie hier wieder angewandt hatten. Außerst beifolam schraubte er den Federhalter auf, bis er das zusammengebrochene Papier sah. Er zog es heraus, erkaunt über seinen winzigen Umfang. Gerade eine Preisur, nur eine einzige Preisur! In eine seine Erinnerung an die Stunden, die er verpfändelt hatte, eine Einzahlung, die sich einmal zu genügen, damit er sie sehen um so tiefer füllte.

(Fortsetzung folgt.)

Es schwindelte ihm bei diesem stürzenden Wort. Er war bisher stets so froh gewesen, daß ihm die Natur mit dieser Eigenschaften beschenkt hatte. Ehrgeiz, das war ein Exzentriker an Abgründen vorgetrieben, ein Ketten an freien Bänden, ein Sprung in die Luft — man weiß nie, was man wieder hinterherkommt... Zweifel auch!

Doch man war schließlich ein Mann. Und man konnte, wenn es nicht anders ging, immerhin den Versuch machen, einen sauber gemäßigten Ehrgeiz zu riskieren.

Und Herr Jobotus Stiefelritz gab sich einen Auf, zog mit beiden Händen die Weste straff und



ging in die Küche. Dort sah die Karoline in einem Bad von Tränen.

„Beste Karoline“, sagte er würdig, „beruhige dich — es wird noch alles gut.“

Und ging weg. Trotzdem es bereits zehn Uhr in der Nacht war.

Der Sommerabend lag still über dem Volkspark. Die Bäume standen dunkel und breit gegen den hinstirrenden Himmel. Auf den Bänken saßen Gesessene, schweigend leise oder saßen eng und sich beieinander.

Jobotus sah das alles nicht. Er ging, die Hände auf den Hüften, angestrengt nachdenkend, über die breiten Wege und bohrte die Augen in die Finsternis, aus der ihm die Worte entgegenbrannten: Wie werde ich ehrgeizig!

„Ich, es war so schrecklich schwer — — —“

Wit einem Male blieb er stehen. „Sieht man in seine Seele. Das war's! Das war der Ehrgeiz! Er zog die Weste straff und ging eilig nach Hause.“

Am nächsten Tages stand er vor dem Direktor der Gesellschaft. Sehr bescheiden, er hatte es noch nie getan, aber er um eine kleine Aufseherposition monatlich zwanzig Mark. Kollege Müllerstod — — — er wäre doch auch schon so lange im Dienst — — — er immer pflichterfüllt gewesen — schließlich habe man auch seinen Ehrgeiz — — — und er käme in eine gleiche Stellung — — — und — — — Gott weiß allein, Jobotus er noch sagte. Sein Leben lang hat sich Jobotus gedummet, wie er all diese feinen Worte gefunden.

„Ma, schön, wir werden sehen“, sagte der Direktor an Ende. „Sie sind ja auch an der Reihe, man überhört das so leicht in einem großen Betriebe. Und Sie machen sich so wenig bemerkbar.“

Dann war Jobotus entlassen.

Eine halbe Stunde später hatte die Kasse eine Anweisung, daß des Herrn Jobotus Stiefelritz Gehalt fünfzig Mark monatlich zwanzig Mark betragen

würde, und der Kassierer lief gleich zu dem Aufgeheften hin.

Der besorgte die Bestimmung. So ein rabidales Mittel war also der Ehrgeiz! Und so simpel! Man ging einfach hin und forderte! Wenn man das früher gehabt hätte! Mein Gott! Ihm schwell der Kamm. Wie ein Spieß kam er nach Hause.

„Beste Karoline — ich habe dem Direktor die Bedingung gestellt: entweder Gehaltserhöhung oder ich geh. Man ließ mich natürlich nicht gehen.“